

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 27 (2014)
Heft: 9

Rubrik: Ansichtssachen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

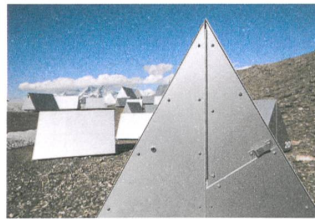
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

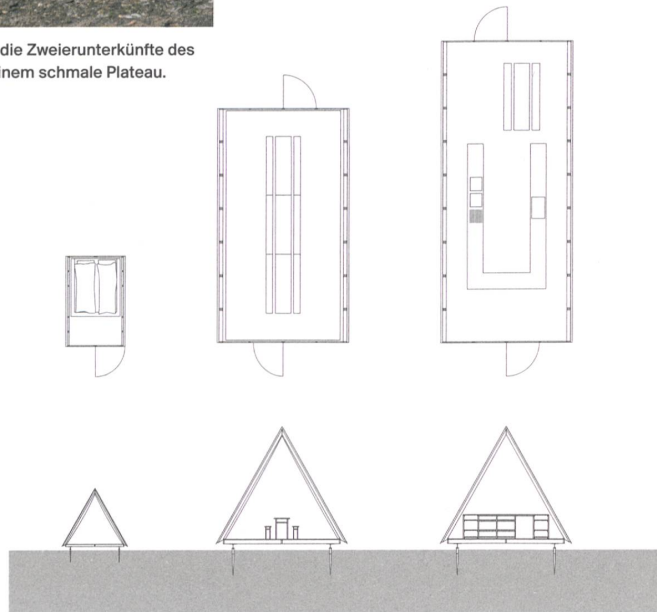
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Wie eine Herde scharen sich die Zweierunterkünfte des Base Camp Matterhorn auf einem schmale Plateau.



Die rückwärtige Lüftungsklappe und die Eingangstür erinnern an das textile Vorbild.



Drei Größen aus den gleichen Elementen: Schlafzelt, Gemeinschaftszelt und Küchenzelt mit Rezeption.

0 5 10 m



Aus manchen Zelten blickt man auf den Gipfel der Sehnsucht.

Zelte aus Metall

Im Sommer 2015 jährt sich die Erstbesteigung des Matterhorns zum 150. Mal. Der berühmteste Schweizer Berg beschert Zermatt nicht nur Massen an Touristen, sondern auch bis zu 3000 Alpinisten, die auf den Gipfel des «Hörn» wollen, alle in der nur zwei Monate kurzen Sommersaison. In diesem Jahr verschärft sich der Engpass: Die Hörnlihütte, Ausgangspunkt für die Besteigung, eröffnet erst zum Jubiläum, frisch renoviert.

Als Ersatz für zumindest die Hälfte ihrer hundert Schlafplätze dient seit Mitte Juli das Base Camp Matterhorn. Wie ein Zeltlager Ausserirdischer steht es in einer Mulde, eine Wegstunde unterhalb der Hütte. Die Flimser Architekten Selina Walder und Georg Nickisch entwickelten die 25 kleinen Schlafeinheiten für je zwei Personen und die vier grossen Gemeinschaftszelte in weniger als einem Monat. Die auf Rahmen geschraubte Haut aus Aluminium ist in Dreiecke aufgeteilt. Matt reflektiert sie die Landschaft. Felder aus Scobalit lassen Licht ins Innere. Ein Innenzelt aus Baumwolle hält Kondenswasser von Schlafsäcken und Matten fern, es wurde bei Spatz in Zürich genäht. Auf 2880 Metern Höhe reisst der Wind stark an den Verankerungen – doch der Zeltraum vermittelt Geborgenheit. Bei Gewittern soll die Metallhaut als faradayscher Käfig dienen.

Innenzelte machen auch die zwei grossen Aufenthaltsräume wohnlich. Zwei weitere Zelte nutzt das Hüttenteam als Küche mit Rezeption sowie als Wasch- und Lagerraum. Sie sind aus den gleichen Modulen zusammengesetzt wie die Schlafeinheiten. Leicht, stabil und kompakt zu verpacken lassen sich die Module gut mit dem Helikopter transportieren und von einer Person tragen. Charmant übersetzen die hochklappenden Türen der kleinen Bauten ihre textile Herkunft. Aufkleber mit dem sportlich-roten 4478-Signet des Jubiläumsjahres und dem Logo des Sponsors lassen die Zelte als Produkt erscheinen – und die 4478 Meter Höhe des Matterhorns nie wieder vergessen. Wenn die Metallzelte nach nur zwei Monaten den Berg wieder verlassen, wartet ein zweites Leben auf sie, zum Beispiel in einem Verkaufsladen irgendwo auf der Welt. So lautet zumindest der Plan des Sponsors. Axel Simon, Fotos: Dominic Steinmann

Base Camp Matterhorn, 2014

Hirli, 2880 m ü. M., Zermatt VS

Bauherrschaft: Stiftung Hörnlihütte Zermatt

Architektur: Georg Nickisch und Selina Walder, Flims

Auftragsart: Direktauftrag

Ingenieure und Bauleitung: Exent, Hüttwilen

Metallbau: Müller Metallbau, Kaltenbach



Pendel-, Aufbau-, Wand- und Tischleuchte: Ribag verbaut für «Oviso» 11 mal 32 Zentimeter grosse Oled-Bauteile.

Ein Leuchtpixel

Nach LED nun also Oled – organische Leuchtdioden. Diese mit Leuchtstoffen beschichteten Folien und Gläser lieferten bisher wenig Licht zu hohen Preisen. Ihr Vorteil: Sie sind flach und anders als punktgerichtete LEDs werfen sie ein diffuses Licht. Legt man eine Spannung an, senden die organischen Schichten Licht aus, ohne selbst warm zu werden.

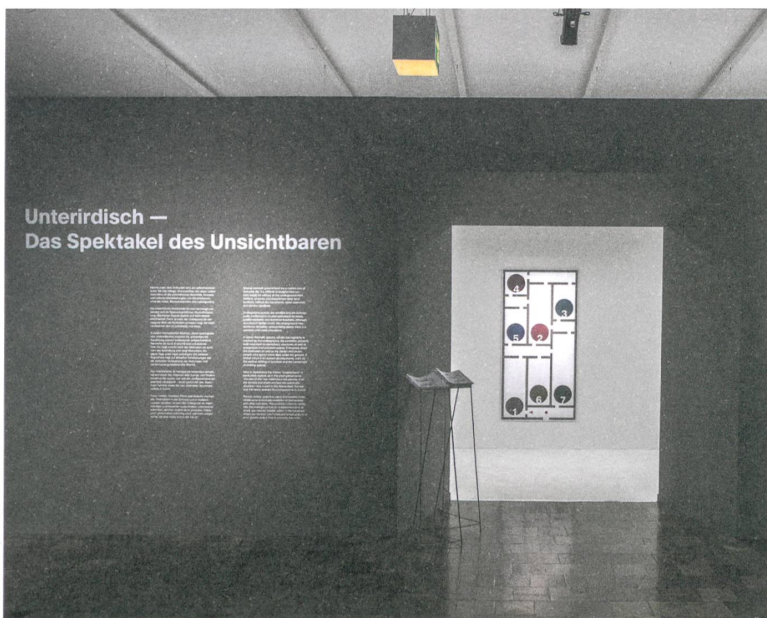
An der diesjährigen Messe «Light + Building» in Frankfurt zeigte die Safenwiler Firma Ribag nun als erstes Unternehmen weltweit eine industriell gefertigte Leuchtenfamilie mit Oled-Technologie. Die Serie «Oviso» besteht aus einer Pendel-, einer Aufbau-, einer Wand- und einer Tischleuchte. Entworfen hat die neue Linie der Designer Daniel Kübler. Er hat in einem sieben Millimeter dünnen Körper das Leuchtmittel und eine Steuerung untergebracht. Mit einer Handbewegung kann die Helligkeit berührungslos gedimmt werden.

Das Thema ist nicht neu: Vor zehn Jahren entwarf Hannes Wettstein eine Oled-Leuchte für den Chemiekonzern Merck. Dieser produziert die Leuchtstoffe, mit denen die organischen Dioden funktionieren. Der Designer gab damals einen wichtigen Input, wie so ein Bauteil industriell gefasst und umgesetzt werden kann: Sein Prototyp war ein Leuchtenbaum mit kleinen Oled-Blättern. Nun ist die industrielle Produktion einen Schritt weiter, leuchtende Fensterfronten und Tapeten sind aber noch nicht möglich: Die grössten Platten auf dem Markt messen aktuell 32 mal 32 Zentimeter, Ribag verbaut für die Linie «Oviso» 11 mal 32 Zentimeter grosse Bauteile. Dennoch gibt es bereits 55 Zoll grosse Oled-Fernseher: «Diese bauen wir aus vielen kleinen Platten zusammen», sagt Steven Choi vom Elektronikhersteller LG in Seoul, der Ribag die Platten liefert. Es sei viel schwieriger, eine monochrom strahlende Fläche zu erzeugen als ein bewegtes Fernsehbild: «Wenn einzelne Pixel im Display nicht funktionieren, bleibt das Bild intakt – doch ein einziger Fehler in der Lichtfläche, und die Platte taugt nicht als Leuchte.» Zudem sind Leuchten fünfmal heller als Displays. Bei diesen ist die Effizienz zweitrangig – dort zählen Kontrast, Auflösung und Farbwiedergabe.

Wie kam Ribags Kooperation mit dem Elektronikkonzern zustande? «Weil die Oled-Platten noch immer teuer sind, benötigen wir Produzenten, die erstklassige Leuchten fertigen», sagt Steven Choi. Ribag hat die Leuchtenfamilie für den Privatbereich lanciert. Nun versucht Ribag-Geschäftsführer Andreas Richner, damit in den Objektbereich einzusteigen, und kooperiert mit Architekten, die in die neue Technologie investieren wollen. Lilia Glanzmann, Foto: Lorenz Cugini

Leuchtenfamilie «Oviso», 2014

Entwurf: Daniel Kübler
Hersteller: Ribag, Safenwil
Material: Alu, Polycarbonat
Leuchtmittel: Oled
Preis: ab Fr. 525.–



Wie im Keller: Die Szenografie von Graber Pulver unterteilt das Museum in Kammern. Foto: Betty Fleck



Silvio Maraini lichtet Zisternen wie Sakralbauten ab, hier das Reservoir Ibruch in Zumikon. Foto: Silvio Maraini



Gotthard: Im Boden ist Platz für Mobilität. Foto: Dominic Büttner



Unterirdisch wegweisend: Henry Charles Becks Londoner U-Bahn-Karte von 1933. Foto: London Transport Museum

Unten durch

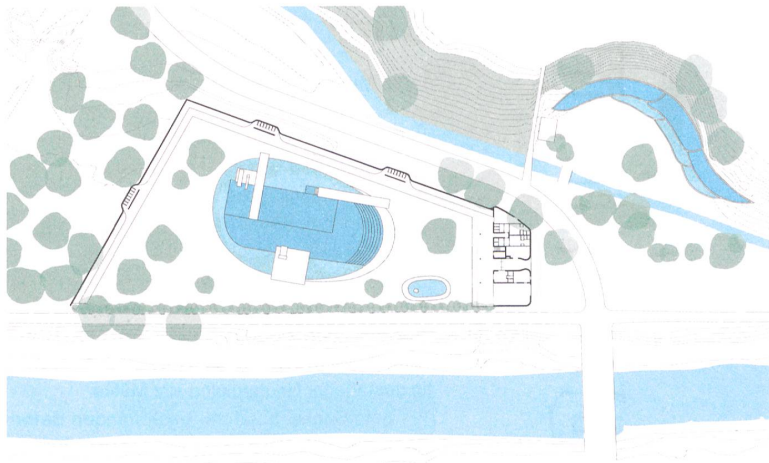
Seit der Jahrtausendwende hat sich das Volumen der Tunnel- und Stollenbauten in der Schweiz fast verdoppelt, weiss die Statistik. Grund genug für das Museum für Gestaltung in Zürich, in die Tiefe zu steigen. In einer abwechslungsreichen Ausstellung erforscht Kurator Andres Janser unterirdische Bauten vor allem in der Schweiz und insbesondere in Zürich, mit einigen Abstechern ins Ausland. Er thematisiert die Gründe fürs Bohren, die Gestaltung und Nutzung, aber auch die gesellschaftliche Bedeutung der Unterwelt.

Schon die Szenografie von Graber Pulver erinnert an ein Untergeschoss. Die Architekten unterteilen die Halle in einen fiktiven Keller. Doch wie zeigt man Bauwerke, die keine äussere Erscheinung haben? Karim Noureldin fasst das Unsichtbare in Holz. Er präsentiert alle U-Bahn-Stationen von New York im Volumenmodell. Der Londoner U-Bahn-Plan von Henry Charles Beck aus dem Jahr 1933 ist weltweit zur Vorlage für Verkehrspläne geworden – abstrakte Linien zeigen das System, nicht die tatsächliche Geografie.

Anhand von Zürich verdeutlichen knackige Grafiken, was alles unter uns verläuft: Wasserleitungen, Stromkabel, Gas- und Fernwärmenetze. Das tiefste Bauwerk ist fast so gross wie das höchste: Die Kaverne Lyren liegt 123 Meter unter dem Grund. Noch imposanter als die Zahlen sind die Bilder des Fotografen Silvio Maraini, der leere Wasserreservoirs wie Sakralbauten erscheinen lässt und damit ihre Bedeutung für die Versorgung der Stadt unterstreicht.

Die Ausstellung zeigt die ganze Palette an unterirdischen Bauten: neben Bunkern und Parkhäusern auch Notspitäler oder Schwimmbäder. Die architektonischen Strategien sind divers. Gignon/Guyer greifen bei ihrem Hörsaal für die Uni Zürich in den Farbkübel, Tilla Theus richtet für die Fifa einen dunklen Konferenzsaal ein. Die psychologische Dimension vertieft die Ausstellung mit Ausschnitten aus Filmen, die uns unter dem Boden Angst machen oder dort eine Gegenwelt entwerfen. Auch die <Underground>-Kultur machte sich nicht zufällig auf den Kellerbühnen breit. Und der Filmemacher Nicolas Steiner zeigt, wie sich in Las Vegas Obdachlose in den Wasserkanälen einquartieren. Der Untergrund steht dort nicht für verkehrstechnische Effizienz, sondern für das Wegschauen der Gesellschaft. Andres Herzog

Unterirdisch – das Spektakel des Unsichtbaren
Ausstellung im Museum für Gestaltung, Zürich,
bis 28. September
Kurator: Andres Janser
Szenografie: Graber Pulver Architekten, Zürich



Gegenüber dem Eingang sorgen die geschwungenen Hangterrassen für natürlich gefiltertes Wasser.



Das Naturbad Riehen am Fluss Wiese.



Beim Eingang wird der kunstvoll gezimmerte Zaun zum Gebäude.



Im «Teich» ist das Schwimmerbecken nur schwer auszumachen.

Teich mit Becken

1979, 1987, 1992 – im Werkverzeichnis von Herzog & de Meuron taucht es in jedem Jahrzehnt wieder auf: ein Schwimmbad für Riehen. 2007 folgte der vierte Entwurf, kleiner und erdverbundener als die anderen, und er wurde gebaut.

An der Weilstrasse, nahe der Grenze, hatte der Bau des Zollfreistrassentunnels mittlerweile den Boden entlang des Wiesekanals umgepflügt. Die alte Badi aus den Fünfzigerjahren fiel dem zum Opfer. Im Strassenknick unmittelbar gegenüber steht nun die neue Badi. Nach aussen wiederholt sie den alten Typ und schirmt sich als lange Bretterwand zu Strasse und Nachbarn hin ab. Innen jedoch öffnet sich das «Naturbad» der Landschaft auf der Seite der Wiese, will selbst Teil davon sein, als grosses Ei, das Quadrat, Rechteck, Strich und Strich umfasst. Was im Grundriss wie ein modernes Gemälde aus dem hinter den Feldern liegenden Museum Beyeler erscheint, ist auf Augenhöhe kaum mehr als ein Teich in einer Wiese mit Bäumen. Der, freilich, hat es in sich: Über Kies schreiten die Nichtschwimmer durch einen Kranz aus Wasserpflanzen. Im Teich eingelassen liegen das eckige Schwimmer- und das Sprungbecken. Lange Holzstege führen auf die Wasseroberfläche, unter der man die Becken erst von Nahem sieht.

Ebenfalls aus Holz sind ein Sprungturm und eine Rutschbahn. Beides scheint nach Robinson-art zusammengezimmert, stammt aber aus der Feder der Architekten. Das die Anlage dreiseitig umschliessende Gebäude ist feiner gestaltet. Seine Lärchenwand bildet den Rücken für eine durchgehende Liegefläche, dreimal unterbrochen von einer Betonscheibe mit Duschen davor. Hinter der Scheibe schwingt die Holzwand nach hinten, um Umkleide- und WC-Kabinen aufzunehmen. Das ausladende Dach der Bretterwand stützen auf der Strassenseite elegante Holzstreben, beim Eingang wölbt es sich dem Besucher entgegen. Über den Umkleideräumen rechter Hand liegt ein Sonnendeck, auf der anderen Seite lockt eine kleine Restoranthalle mit den Pommes frites für zwischendurch.

Ein Naturbad verzichtet auf Chemie im Wasser. Die Technik dahinter ist jedoch nicht weniger aufwendig. Das Wasser versickert im Schilfgürtel und kommt über Wasserspiele oder Rutschbahn wieder ins System. Oder es wird vom Überlauf gesammelt und auf die andere Strassenseite gepumpt, wo es auf schmalen Hangterrassen gesäubert wird – eine natürliche Verrieselung, der wir auch unser Trinkwasser verdanken. Axel Simon, Fotos: Iwan Baan

Naturbad Riehen, 2007–2014

Weilstrasse, Riehen BS

Bauherrschaft: Gemeindeverwaltung Riehen

Architektur: Herzog & de Meuron, Basel

Auftragsart: Direktauftrag (Wettbewerb 1979)

Bauleitung: Rapp Arcoplan, Basel

Landschaftsarchitektur: Fahrni und Breitenfeld, Basel

Schwimmbadplanung: Wasserwerkstatt, Bamberg

Gesamtkosten: Fr. 9,6 Mio.



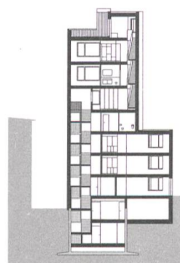
Der gestaffelte Baukörper ersetzt eine Mühle in Wil SG und vermittelt zwischen Industrie- und Wohnbauten sowie dem Strassenviadukt.



Grau und Weiss im fließenden Büroraum.



Titanzinkplatten und Wellblechsockel dienen als Panzer im unwirtlichen Kontext.



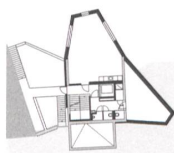
Neubau auf altem Fundament.



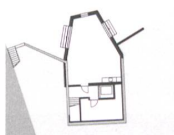
4. Obergeschoss: Wohnen.



1. Obergeschoss: Büro.



Erdgeschoss: Eingang und Atelier.



2. Untergeschoss: Atelier.



Gürteltier am Unort

Auf 15 Metern Höhe durchschneidet ein Viadukt das Areal der Ostschweizer Industriemüllerei in Wil SG und führt über einen idyllischen Weiher im Zentrum. Der Grossteil des Areals liegt westlich der Kantonsstrasse und soll sich laut Gestaltungsplan zum offenen Wohngebiet entwickeln. Der östliche Zipfel aber verbleibt in der Gewerbe- und Industriezone Wils. Die kaum dreissigjährigen Furrer Jud Architekten sprechen vom «spannungsvollen Unort». Als Initialzündung der zukünftigen Arealentwicklung ersetzt ihr turmartig gestaffelter Neubau eine alte Mühle.

Sein Sockel nutzt die bestehenden Betonwände im Hang. Südlich durchbrochen und erweitert bietet er zum Weiher orientierte Atelierräume in den Untergeschossen. Darüber folgen Büroflächen auf vier Stockwerken. Die leicht geknickten Ost- und Westfassaden deuten das Volumen der alten Mühle an. Der Erschliessungskern zioniert die polygonale Fläche in einen grossen Arbeitsraum und ein Entree mit Garderobe, Teeküche und Serverschrank. Wie in den Ateliers verströmen unverputzte Sichtbetondecken, dunkelgrauer Hartbetonboden und weiss verputzte Wände den veredelten Geist des Vorgängerbaus.

Während für die Gewerbeflächen Regelbauweise galt, durfte die Mantellinie der viergeschossigen Wohnung darüber das Volumen des alten Mühlturns bloss um ein Drittel überschreiten. Der mittige Liftkern ist angesichts der geringen Grundfläche fraglich, führt diese Disposition doch zu viel Bewegungs- und wenig Nutzfläche. Drei Zimmer auf 160 Quadratmetern und gefühlte 50 Ecken für Lesesessel und Sideboards. Angesichts der aussergewöhnlichen Baugeschichte und Lage wirkt das dunkel geölzte Eichenparkett mit den weiss verputzten Wänden und Decken ausgesprochen konventionell.

Volumen und Fassade des Ersatzneubaus dagegen überzeugen. Von den bodennahen Ateliern bis zur Turmwohnung mit Sänftblick packen die Architekten verschiedene Nutzungen in ein gestaffeltes Volumen. Es spielt mit der gewachsenen Geometrie seiner Nachbarn, fügt sich souverän in den Kontext ein und erscheint je nach Blickwinkel kräftig oder überrascht mit eleganten Schmalseiten. Die grossen Titanzinkflächen und der abgetreppte Wellblechsockel geben dem komplexen Baukörper einen einheitlichen Ausdruck. Der kräftige Panzer interpretiert die Faserzementschindeln und Wellblechprofile benachbarter Industriebauten. Als metallisches Gürteltier behauptet sich der Bau am unwirtlichen Ort. Palle Petersen, Fotos: Benedikt Redmann

Ersatzneubau Mühle Freudenu, 2014

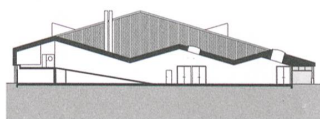
Flawilerstrasse 30, Wil SG
Bauherrschaft: Eberle Nafag, Gossau
Architektur: Furrer Jud Architekten, Zürich
Bauingenieure: Dr. Lüchinger + Meyer, Zürich
Auftragsart: Direktauftrag
Geschossfläche: 990 m²
Baukosten (BKP 2): Fr. 2,2 Mio.



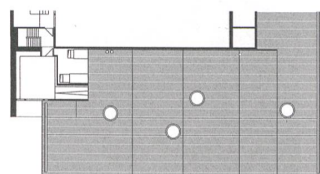
Der zackige Kopfbau in Oberglatt fliesst nahtlos aus dem Bestand.



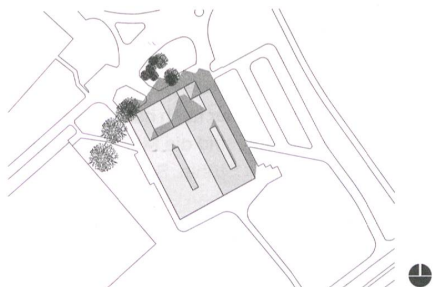
Dach, Rampe, Decke: Alles ist schräg.



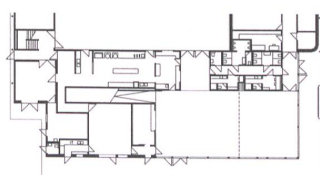
Querschnitt



Obergeschoss mit Dachaufsicht.



Situation



Erdgeschoss



Alles unter einem Dach: Die gefaltete Decke bestimmt den Bau und nimmt die Technik auf.

Weiterfalten

2010 brannte der Kopfbau der Chliethalle in Oberglatt vollständig ab. Für den Ersatzneubau liessen sich Frei + Saarinen Architekten von der «uncool» Halle, die Oswald Architekten 1979 erstellt hatten, nicht abschrecken. Ihr Anbau entwickelt sich nahtlos aus dem Bestand: Die Architekten ziehen das flache Giebelndach der Halle weiter, falten das gewellte Eternit aber keck auf und ab. Das Dach wird zum prägenden Element für den ganzen Entwurf. An der Stirnseite zeichnet sich der Dachrand asymmetrisch mal wuchtig dick, mal elegant dünn ab. Der Dachblitz wirkt als Zeichen, das den Eingang erklärt.

Darunter vereinen die Architekten diverse Nutzungen, die die Doppelturnhalle ergänzen. In dieser wird nicht nur Sport getrieben, da finden Feste, Konzerte und Messen für die ganze Region statt. Der Anbau erweitert die Halle darum um ein grosszügiges Foyer, das gleichzeitig als Gemeindesaal dient. Daneben liegen eine Küche mit Anlieferung, eine Werkstatt und ein Vereinslokal. Alle Räume sind geschickt an den Bestand andockt, damit sich Alt und Neu verzahnen und die Wege sich klären – auch vertikal: Vom Foyer führt eine Rampe in eine Lounge im ersten Stock, die die Tribünen in der Halle erschliesst.

Die Gemeinde hatte die Kosten- und Terminschraube eng angezogen. Um Geld zu sparen, erstellten die Architekten den Trakt pragmatisch in Mischbauweise. Das Dach ist aus Holz vorfabriziert, Stahl trägt die Glasfassade, manche Wände sind gemauert oder betoniert. Das Dach verbindet die verschiedenen Teile. Es zoniert das Foyer, das sich am tiefsten Punkt unterteilen lässt. Die holzverkleidete Decke betont die Längsrichtung und nimmt sämtliche Technik auf, von den linienförmigen Zuluftschlitzen bis zu den runden Oberlichtern. Und das Dach lässt aussen und innen verschmelzen, während die dicken Rahmen der Fenster den Raum klar fassen. Bei den privaten Nebenräumen gibt sich das Haus verschlossener. Die Fassade ist rund befenstert und mit Trapezblech verkleidet. Auch da bauen die Architekten mit einem gewöhnlichen Material anders als gewohnt. Andres Herzog, Fotos: Hannes Henz

Kopfbau der Chliethalle, 2014

Chliethstrasse, Oberglatt ZH

Bauherrschaft: Gemeinde Oberglatt

Architektur: Frei + Saarinen Architekten, Zürich

Baumanagement: Bautermin Walder, Embrach

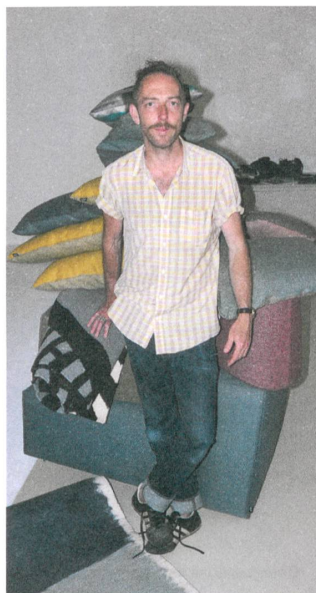
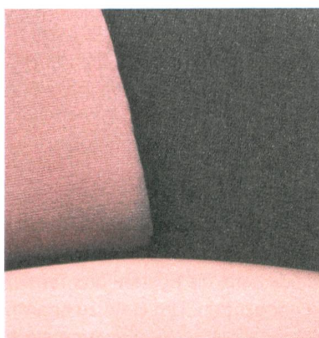
Statik: Schnetzer Puskas Ingenieure, Zürich

Baukosten: ca. Fr. 4,5 Mio.

Auftrag: Wettbewerb, 2011



Christoph Heftis Kollektion für Atelier Pfister funktioniert farblich, weil die Kettfäden des einen Stoffs in einem anderen als Schuss verwoben werden – so sind im dunkelgrünen bereits Fäden des hellgelben Stoffs.



Der Textildesigner Christoph Hefti ist bei Balenciaga engagiert, macht aber auch Musik, inszeniert Performances und Videoinstallationen.



Das Sofa «Riom» von Claudia Caviezel in den Stoffen von Christoph Hefti.

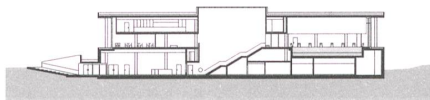
Möbel statt Mode

«Very grown up», sei seine Kollektion für Atelier Pfister geworden, sagt Christoph Hefti. Der Textildesigner lebt in einem bunten Kosmos: Er arbeitete während dreizehn Jahren als Kreativassistent und Printdesigner für Dries Van Noten in Antwerpen, wechselte zu Lavin und ist aktuell bei Balenciaga engagiert. Dort entwirft und entwickelt er die Stoffe, die später als Prêt-à-porter-Roben in Paris und Mailand auf den Laufstegen zu sehen sind. Er ist aber auch Musiker, inszeniert Performances und Videoinstallationen.

Für Atelier Pfister entwirft der Modespezialist nun erstmals Stoffe für den Innenraum. Dieser Seitenwechsel fasziniert ihn: «Ich möchte ganz in dieser Welt Fuss fassen.» Etwas zu entwerfen, das länger als drei Monate Bestand haben müsse, sei fantastisch. Aber auch gewöhnungsbedürftig: Die ersten Entwürfe für seine Möbelstoffe «Mollis» und «Näfels» waren dem Möbelhaus zu bunt. Hefti hatte sich von Farbfeldern inspirieren lassen, die er auf Stofffetzen malt, wenn er für Modehäuser Textilien entwirft. Etwas Dezenteres war gewünscht. Die Farbblockidee verwertete er später, in grösserem Massstab, für Bettwäsche, Vorhang und Zierkissen. «Mollis» ist eine grobe Qualität, «Näfels» feiner gewoben. Beide Stoffe sind aus synthetischen Fasern, in Gelb, Grün, Rot, Schwarz und zwei Grautönen. Hefti hält die Kollektion farblich zusammen, indem er Kettfäden wählt, die in einem anderen Stoff als Schuss verwoben werden – so sind im dunkelgrünen Textil bereits Fäden des hellgelben Gewebes und in diesem wiederum solche des dunkelgelben. So lässt sich ein Sofa in unterschiedlichen Farben beziehen und wirkt immer noch harmonisch.

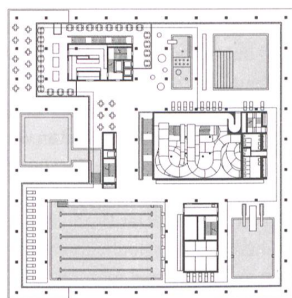
Für Atelier Pfister sind die Möbelstoffe eine gute Ergänzung: Alle Stühle, Sofas und Sessel lassen sich damit beziehen. Auftritt und Haptik werden hochwertiger. Und das Unternehmen tritt damit in Konkurrenz zu Kvadrat – Architekten und Inneneinrichter entscheiden sich oftmals für die gedeckten Polsterstoffe des dänischen Herstellers. Schade also, erinnern die neuen Stoffe an ebendiese Farbigkeit. Und: Im Moment sind die Stoffe einzig für die Atelier-Pfister-Möbel erhältlich. Etwas mehr Mut hätte der Kollektion gutgetan. Hefti hat bereits eine Idee, wie sie erweitert werden könnte: «Ich möchte den Stoffen noch mehr Tiefe verleihen und suche nun nach passenden Techniken.» Lilia Glanzmann

Möbelstoffe «Mollis» und «Näfels», Kollektion 2014
Design: Christoph Hefti, Brüssel
Produktion: Atelier Pfister, Suhr
Material: Polypropylen (Mollis), Polyester (Näfels)
Bezug: Pfister-Filialen und www.pfister.ch
Masse und Preis: nur als fertig bezogene Möbel lieferbar

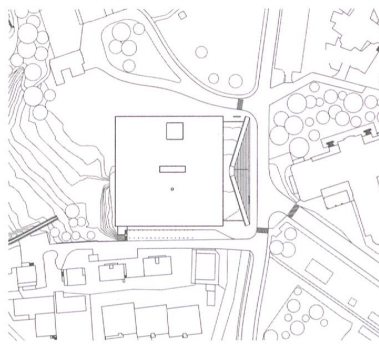


Querschnitt

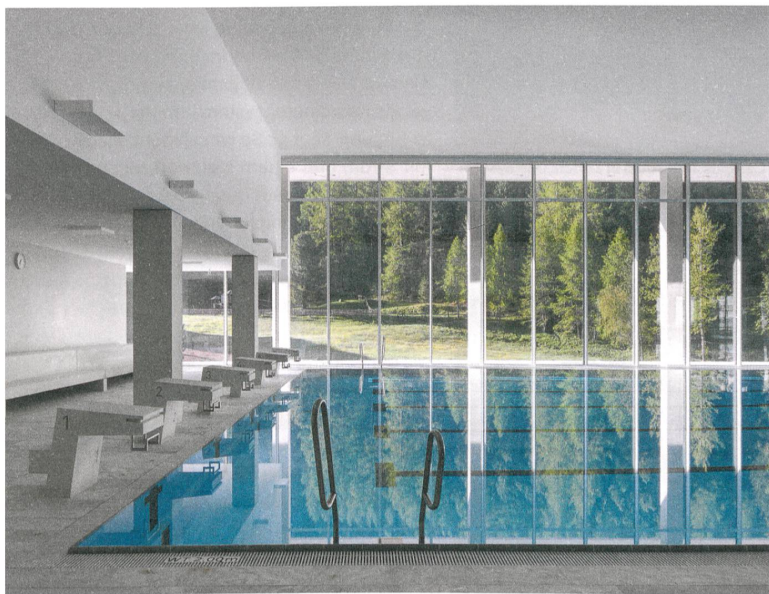
0 25 50 m



Bädergeschoss



Situation



Das Bad für Sport, Spass und Wellness in St. Moritz kommt erstaunlich schlicht daher.



Säulen und Sockel:
Die Architekten setzen auf
klassische Formen.



Dach und Sockel rahmen
die Landschaft.

Der Badetempel

Elf Jahre lang musste St. Moritz auf sein neues Hallenbad warten. Nach viel politischem Hin und Her, zwei Eigentümerwechseln und zwei Volksabstimmungen schreiben die Architekten Bearth & Deplazes und Morger + Dettli die Badegeschichte des Orts nun mit klassischen Formen weiter: Ihr Neubau thront auf einem quadratischen Sockel, über dem sich Säulen reihen wie bei einem antiken Tempel. Weiss und hell strahlt der Beton, würdevoll, fast staatstragend wirkt die Architektur. «Öffentliche Bauten müssen monumental sein», sagt der Architekt Meinrad Morger. Das Ovaverva ist schliesslich ein Volksbad. Doch heute gehört dazu weit mehr als bei den alten Römern, auf deren Säulnbäder sich die Architekten beziehen. Im 25-Meter-Becken kralen die Profis, auf den Rutschen kreischen die Kinder, im Fitnessraum und in der Sauna schwitzen die Kurgäste. Diese profane Buntheit bringen die Architekten geschickt hinter der starken Form zum Verschwinden. Das Haus wird zu einem Symbol, das jeder versteht. Mit der Geschichte der lokalen Bäderarchitektur hat es allerdings nichts zu tun.

Das Gebäude stapelt die Funktionen horizontal. Die Besucher betreten den Bau über einen trichterförmigen Eingang im Untergeschoss, der sich zur Strasse Richtung Dorf öffnet. Die Stimmung in den Garderoben dort unten ist gedämpft: Erdbraune Wände und Decken beruhigen die Sinne. Im Erdgeschoss darüber liegt die Technik, die all die Becken warm und sauber hält. Doch davon kriegt der Badegast nichts mit. Er steigt umgezogen die grosse Treppe hinauf, die unter dem zentralen Oberlicht liegt und direkt aus der dunklen Unterwelt auf den lichten Sockel führt. Da ist die Materialisierung reduziert: Weisses Glasmosaik zierte die Wände, ohne luxuriös zu wirken, am Boden liegt Quarzit, der aussen jedoch billigeren Zementplatten den Vortritt lassen musste. Im Vordergrund stehen Licht, Proportionen und der Ausblick in die Landschaft. Um diese architektonische Ruhe nicht zu stören, haben die Architekten die Rutschbahnen in einen separaten Raum ausgelagert. Ein radikaler, aber wirkungsvoller Entscheid.

Versteckt unter dem Dach liegt der Wellnessbereich, der mit hell lasierter Weissstanne ausgekleidet ist. Ausser in den Ruheräumen, die in die Berge blicken, ist das Geschoss introvertiert. Selbst auf der Fassade zeichnet es sich nicht ab, da es zurückversetzt ist. So bleibt die klassische Teilung in Sockel, Mitte und Dach unangetastet.

Andres Herzog, Fotos: Ralph Feiner

Bad Ovaverva, 2014

Via Mezdi 17, St. Moritz GR

Bauherrschaft: Gemeinde St. Moritz

Architektur: Arge Bearth & Deplazes Architekten, Chur, und Morger + Dettli Architekten, Basel

Bauleitung: Walter Dietsche Baumanagement, Chur / St. Moritz

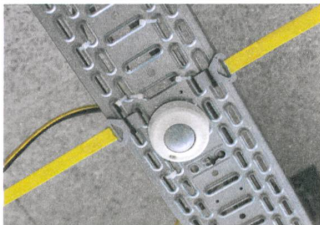
Bauingenieure: Conzett Bronzini Gartmann, Chur

Auftrag: Wettbewerb, 2010

Anlagekosten: Fr. 69,2 Mio.



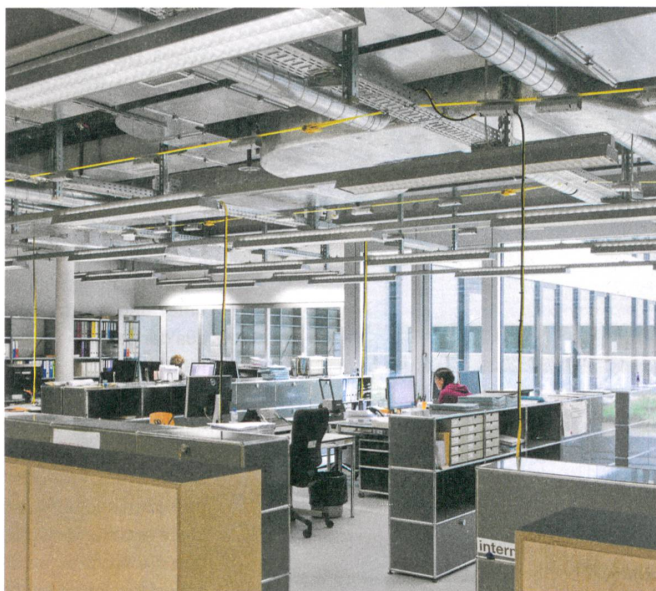
Jeder beliebige Punkt kann mit Strom und einem Netzwerkzugang versorgt werden.



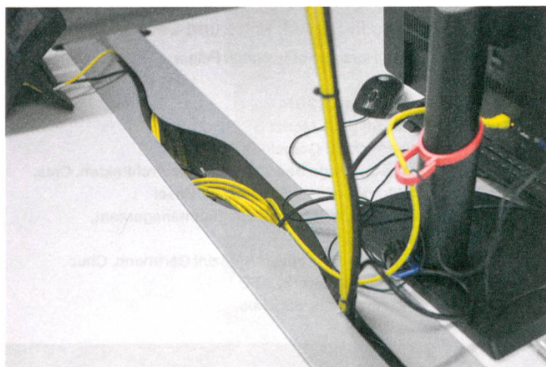
700 Spannssets tragen die Kabel.



Verkabelung im Campus Toni-Areal in Zürich: Das System ist von einem Hallenkran inspiriert.



In den Räumen waren bereits Industrietrasse installiert, die der Designer Andreas Saxer als Koordinatensystem nutzt.



Die aluminiumfarbene Kabelkanalbox fasst die Kabel zwischen den fest installierten Arbeitsplätzen.

Toni verkabelt

Wer Joghurt in Gläser abfüllt, braucht keine Steckdosen. Da auf dem Toni-Areal in Zürich West ab diesem Monat rund 5000 Studenten und Dozentinnen in den ehemaligen Industriehallen an ihren Laptops und Stationen arbeiten werden siehe Seite 18 und 81, beauftragte die Zürcher Hochschule der Künste Andreas Saxer, ein Verkabelungssystem zu entwerfen. Der Produktdesigner, ehemaliger Absolvent der Hochschule, ist mit seinen Entwürfen auf dem Areal mehrmals vertreten: Er hat die Bänke in den Korridoren entworfen, eine Sitzlandschaft für das Kinofoyer, Dachterrassenmöbel und Tische und Bänke für die Cafeteria.

Für die Verkabelung liess sich der Designer von einem Hallenkran inspirieren: «In den Räumen waren bereits Industrietrasse installiert, die wir als Koordinatensystem nutzten, um die Kabel zu führen», sagt er. So kann jeder beliebige Punkt mit Strom und einem Netzwerkzugang versorgt werden. Saxer baut das System aus einem herkömmlichen Spannsset und pulverbeschichteten Gondeln aus Alublech, in denen die Kabel gefasst und mit Kabelbindern und speziellen Haken mit einer Sollbruchstelle befestigt sind, die die Grundlast der Kabel tragen. «So vermeiden wir, die Tragkraft der Trassen zu überlasten.» Die gelbe Farbe der Spannssets, insgesamt 700 für alle Etagen, orientiert sich an den gleichfarbigen Netzkabeln. Eine Herausforderung waren die trapezförmigen Gondeln: Bei seinem ersten Entwurf bog der Gestalter das zwei Millimeter dicke Blech in zu engem Radius nach oben – von Licht beschienen entstand so eine Kante, die die Gondeln scheinbar schräg im Raum hängen liess. «Um die Situation zu beruhigen, zeichnen wir die Gondeln neu und vergrösserten die Radien.»

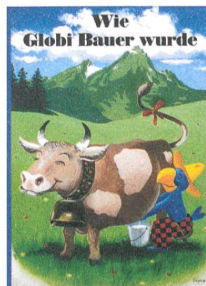
Auf dem Areal gibt es auch Einzelbüros und feste Arbeitsplätze. Für diese entwickelte Saxer Haken, die die Kabel die Wand entlang und über Eck von der Decke zum Boden führen. Und für die Pulte der Administration entwarf er einen Kanal, der sich zwischen zwei Tischkanten aufliegen und mit einem Kabelbinder befestigen lässt. Alle Anschlüsse und Vorschaltgeräte finden in aluminiumfarbenen, pulverbeschichteten Kisten Platz, die Kabel werden durch zwei rautenförmige Öffnungen eingefahren – mit dieser Form bricht der Designer das scharfkantige Aussehen des Kanals und stellt die beiden gegenüberstehenden Tische in Bezug. Durch die wenigen Materialien und einfach gehaltenen Formen wirkt die ganze Intervention selbstverständlich und fügt sich mit industrieller Optik ruhig in die Räume der einstigen Fabrik ein. Lilia Glanzmann, Fotos: Susanne Stauss

Verkabelung Toni-Areal Zürich, 2014

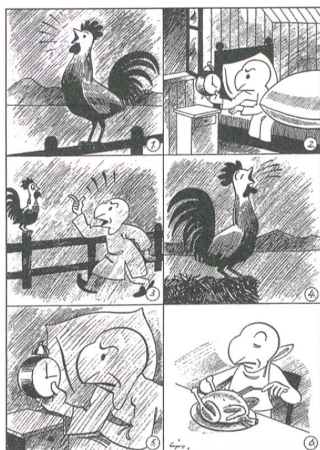
Design: Andreas Saxer

Material: Aluminium, einbrennlackiert

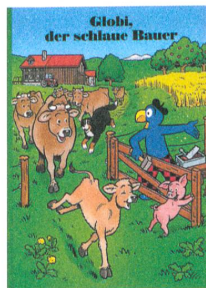
Auftragsart: Direktauftrag



Bauer Globi 1941 ...



1941 verspeist Globi den lästigen Hahn ...



... und in neuer Rolle, 2014.



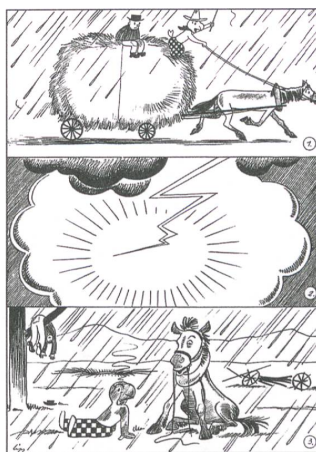
... 2014 bringt er ihm das Singen bei.



«Globi findet in der Scheune hinterm Beet – du grüne Neune! – Pestizide, und oh Schreck: Ein Behälter hat ein Leck.»



«Ferien auf dem Bauernhof, das ist aber gar nicht doof.»



1941, lange vor dem Klimawandel: «Plötzlich fährt ein grosser Blitz hinter Globis hohen Sitz.»



«Spät des Nachts noch mehr beflissen er sein schon gewonn'nes Wissen über Biolandwirtschaft. Das ist wirklich fabelhaft.»

Globi ist wieder Bauer

Globi und Sepp sitzen auf einem Fuder Heu. Ein Blitz – eine halbe Seite gross – fährt vom Himmel. Der Wagen explodiert. Sepp hängt im Baum, und Globi, ganz schwarz, liegt am Boden. Dieses Kapitel von «Wie Globi Bauer wurde» hat mich als Bub lange beschäftigt; ich bin unter Bauern aufgewachsen, alle anderen Abenteuer von Globi konnte ich mir vorstellen, nicht aber die Blitzexplosion. Und so ist es schön, dass Globi mit der Zeit geht und nun als «schlaue Bauer» 46 neue Abenteuer erlebt – ohne Todesnähe. War mein Globi ein Grobian, der die Kühe an ihren Schwänzen aneinandergebunden, die Hühner erschossen, den krähenden Hahn verspeist und die Sau geschlachtet hat, so ist er nun ein Tierfreund, der seine Tiere zwecklos schön hält und mit ihnen redet. Sogar die Veganerinnen werden ihn mögen, denn er melkt nicht mehr und brät auch keine Spiegeleier. Mein Globi war ein anarchischer Lausbub. Er war Kinderliteratur, die Spielräume eröffnete. Globi heute ist als Hotelier, als Flughafen oder als «schlaue Bauer» ein pädagogisches Werkzeug. Ideologisch listig ist, wie die Autoren die vollkommen veränderten Produktionsbedingungen der Landwirtschaft verbergen. Dirigierte mein Globi noch Knechte und Mägde herum und spielte den Meisterbauern, so ist Globi von heute ein ästhetisch motivierter Kleinbauer, der den Hof auf bio umstellt. Schön ist, wie er sein Handwerk in Afrika lernt. Die dramatische Veränderung der Landschaft aber spielt ebenso wenig eine Rolle wie die ökonomisch prekäre Lage der Kleinbauern unter heutigen Produktionsbedingungen.

Globi ist eine der dienstältesten Comicfiguren, ab und zu wagt er sich zwar gar ins Ausland, mittlerweile spricht er neben französisch auch englisch, aber er ist ein Deutschschweizer. Sein Design ist seit siebzig Jahren unmerklich verändert worden. Mein Globi-Bauer war klar und prägnant im Strich, statisch inszeniert, und die Szenen hatten wenige Protagonisten. Heute ist Globi dynamisch unterwegs, die Vögel, Kühe, Schweine und Schafe sind Lautsprecher seiner Gefühlslage. Die Zeichnungen sind räumlich, denn die Perspektive ist mittlerweile auch bei Globi angekommen. Herzhaft ist, wie in Zeiten der TV-Serie «Bauer, ledig, sucht ...» auch Globine einen kurzen Auftritt hat – doch nichts da, Globi bleibt das asexuelle Vogelwesen. Und war mein Globi noch ein Buch, so ist er heute crossmedial unterwegs als Hörbuch und im Internet. Gehörte mein Globi noch dem Globus, für den er Reklametrommler war, so ist er heute flexibel unterwegs für den WWF, für den Flughafen als Arbeiter und nun als Biobauer für die Stiftung Biovision und die Deza. Köbi Gantenbein, Zeichnungen: Robert Lips, Samuel Glättli

Globi, der schlaue Bauer

Geschichte und Zeichnungen: Samuel Glättli
Verse: Jürg Lendenmann
Herausgeber: Globi Verlag, Zürich 2014
Preis: Fr. 22.–



Querschnitt



2. Obergeschoss



Umgebaute Halle auf dem Lagerplatz in Winterthur: Die Schicht zwischen neuer und alter Fassade ist ein Gewinn für Menschen und Pflanzen.



Schön stark: Die mächtige Stahltreppe in der Eingangshalle antwortet auf den rauen Bestand.



Robust und doch feingliedrig passt die neue Fassade in ihre Umgebung.

Das Gewächshaus

Tomatenstauden hängen voller Früchte fernab eines Gartens: Sie stehen in einem Gewerbehause auf dem Winterthurer Lagerplatz, einem ehemaligen Industriegelände. Kilga Popp Architekten haben die Halle 181 der Sulzer-Werke, in der früher Blech verarbeitet wurde, saniert und aufgestockt. Den Längsbau vor der Halle Richtung Gleise hüllten sie mit einer Gewächshausfassade ein, einem Produkt für den Gewächshausbau, das leicht im Mass angepasst wurde. Feingliedrig und doch robust passt die Fassade in die Umgebung. Zwischen der neuen und der alten Fassade entstand eine 1,7 Meter schmale Schicht als klimatischer Puffer. Rotzler Krebs Landschaftsarchitekten bestückten sie mit Pflanzen, die die Mieter ergänzen können – etwa mit den erwähnten Tomatenstauden. Sie stehen übrigens vor den Büros von Rotzler Krebs, die selbst seit Jahren in der Halle 181 arbeiten. Zum Wässern versorgt ein Schlauchsystem jedes Geschoss mit Regenwasser, das in blauen Tonnen gespeichert wird. Fassade und Raumschicht wirken so selbstverständlich und brauchbar, dass man sich fragt, warum nicht öfters so gebaut wird – denn nicht nur die Pflanzen haben etwas davon, auch die Menschen: einen Wintergarten vor dem Schreibtisch und niedrigere Energiekosten.

Gelungen ist auch die Aufstockung um drei Geschosse: Die Holz-Beton-Konstruktion ist solide und angemessen und hält helle Büroräume bereit. Auch anderswo antworten Kilga Popp gekonnt auf den rauen Bestand: etwa mit den schön starken Stahltreppen mit Eichentritten oder mit der Stirnfassade, deren abstraktes Betonrelief die Teilungen alter Industriegemäuer interpretiert.

Der Lagerplatz in Winterthur ist eine Art Paradies, gehegt von der Pensionskasse Abendrot als Besitzerin. Dank tragbarer Mietzinse werden aus den Zwischennutzern Dauermieter, und auch die vielgestaltige Bausubstanz der Sulzer-Werke soll weitgehend stehen bleiben. Die Halle 181 ist der erste einer Reihe geplanter Umbauten. Wir sind gespannt auf die weiteren. Rahel Marti, Fotos: Jürg Zimmermann

Umbau Halle 181, 2014

Lagerplatz 21, Winterthur ZH

Bauherrschaft: Stiftung Abendrot, Basel

Architektur: Kilga Popp Architekten, Winterthur

Bauleitung und Kosten: Stadelmann + Ramensperger, Winterthur

Bauphysik: BWS Bauphysik, Winterthur

Landschaftsarchitektur: Rotzler Krebs Partner, Winterthur

Gewächshausfassade: Gysi + Berglas, Baar

Auftragsart: Direktauftrag

Gesamtkosten (BKP 1-9): Fr. 15 Mio.

Kosten Umbau und Neubau (BKP 2/m³): Fr. 550,-

Energiekennzahl (gemäss SIA 380/1): 73 MJ/m²a

(Neubau), 193 MJ/m²a (Umbau)

Archäologie der Landschaft

Sumvitg in der Surselva ist eine weitläufige Gemeinde, grenzt im Norden an Glarus und im Süden fast ans Tessin. Im Talboden am Rhein liegt die Fraktion Surrein, auf einem Balkon am Hang – verbunden mit einem steilen, alten Weg – der «Hauptort» Sumvitg. Doch an diese Via dil Crucifix erinnerten sich nur noch die Älteren, denn heutzutage fährt man mit dem Auto von einer Fraktion zur andern. Also zerfielen die beidseitigen Trockenmauern, die Pflasterung wurde überwuchert. Vor acht Jahren gewann Peter Egloff den Fonds Landschaft Schweiz, um den Weg restaurieren zu helfen. Von 2011 bis 2014 entstanden 374 Quadratmeter Mauer, 335 Quadratmeter Pflasterung wurden freigelegt und 120 Quadratmeter neu erstellt. 130 Menschen schichteten die Lesesteine, 24 von ihnen – meist Bauern – machten eigens einen Trockenmauerkurs und hatten so einen Nebenverdienst, mindestens so gut bezahlt und interessanter als die Arbeit am Skilift.

Das steile Pflaster unter den Füssen können wir über die drei Argumente für solche Landschaftsarchäologie nachdenken. Erstens die Belehrung: Alte Wege zeigen, wie Landschaft aus Pflege und Arbeit entstanden ist und wie sparsam man mit dem Boden haushaltete. Je steiler die Wege angelegt waren, umso weniger Boden verbrauchten sie und umso weniger Hangdruck wirkte auf die Seitenmauern. Bewahrt und gepflegt wird auch die Handwerkstechnik. Und die Arbeitsform des Gemeinwerks.

Zweitens der Einspruch. Es ist gut und recht, wenn die Bauern kommode Wege erhalten, um ihre Felder maschinell zu bewirtschaften. Aber es ist vielerorts vollkommen überdreht, wie das Gewerbe des Tiefbaus mit Meliorationsstrassen die Landschaft beschädigt. Exemplarisch, wie die Via dil Crucifix in eine in die Wiese gewucherte neue Landwirtschaftsstrasse mündet. Landschaftsarchäologie ist Einspruch gegen solche Banalisierung alpiner Landschaften.

Und sie ist drittens ein Stück dörflicher Wiedererweckung. Nebst dem restaurierten Weg haben Menschen aus Sumvitg vor Bundesgericht Tempo 30 auf der Hauptstrasse innerorts erstritten; die Gemeinde hat den Kirchplatz renoviert, es werden Häuser restauriert, in Sogn Benedetg entstand Peter Zumthors Kapelle, auf der Greina eine SAC-Hütte von Gion A. Caminada und auf der Alp Glivers eine Herberge von Gujan und Pally – Stücklein um Stücklein wird eine Gemeinde mit gestalterischem Anspruch in Schuss gebracht. Köbi Gantenbein, Foto: Ralph Feiner

Via dil Crucifix, Surrein–Sumvitg, 2014

Bauherr: Gemeinde Sumvitg GR, Kommissionspräsident Peter Egloff

Bauleiter: Sep Benedetg Candinas

Kleinbaggerführer: Hans Herger

Leitung Trockenmauerkurs: Pius Walker, Vals

Kosten: Fr. 125 000.–

Finanzierung: Fonds Landschaft Schweiz, Bund, Kanton, Gemeinde, Donaziun Greina, Sumvitg Turissem



Das Landschaftsgedächtnis bewahren: Die Via dil Crucifix von Sumvitg ist auch ein Einspruch gegen den Unverstand des zeitgenössischen Strassenbaus in den Alpen.